

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-  
lich eine Nummer von in der Regel  
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des  
Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespalten  
Petitzelle 1 Rgr. — Abonnement neh-  
men alle Postämter, Kunst- und Buch-  
handlungen an.

Abend-



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 11.

Donnerstag, am 27. März.

1851.

### Valerie.

von Hermine Bohde.

(Fortsetzung.)

„Bist Du meiner Liebe denn so gewiß, Du böser Peter, daß keine Gefahr, keine Angst um dieselbe in Dir aufkam?“ fragte in schmollender Weise die anmuthige Ludmilla.

Lubzynska sah ihr einen Augenblick in die auf ihn gerichteten Augen, dann küßte er dieselben rasch, und sagte mit Feuer: „Mädchen, was wäre die Liebe, wenn sie nicht in sich die Quelle des Vertrauens, der reinsten Hochachtung bürge? es wäre ein Gefühl, das aller edlern Motive entbehrte. Laß mich immerhin mit männlichem Stolz bekennen, daß ich den Glauben in mir nähre, meine verlobte Braut habe ein höheres Ziel vor Augen, als das der faden Schmeicheleien. Ist es nicht so, mein Herz?“ —

„Ja mein Peter,“ sagte mit hoher Begeisterung das Mädchen: „gewährt es uns auch zuweilen ein angenehmes Gefühl, uns dargebrachte Huldigungen annehmen zu können, so ist dies bloß eine Befriedigung unsrer Eitelkeit, für die wir Alle mehr oder minder empfänglich sind! Aber nimmer wird es in

der Brust eines edlen Mädchens mehr als ein vorübergehendes Gefühl sein. Doch fahre nun fort in Deiner Mittheilung.“

„Wie Alles kommen mußte, war mir bekannt, da ich nach der Ankunft Zwans in Tobolsk erfuhr, daß er bis auf weitere Befehle des Czaaren dort bleiben, und in strengen Gewahrsam gehalten werde. Den Sohn des Gouverneurs v. Tobolsk hatte ich einst mit Gefahr meines Lebens die Reise nach Sibirien erspart. Er hatte mir bei dem Namen seines Schutzpatrons gleiche Hilfe und Rath gelobt, wenn ich das je bedürfen sollte. Darauf haute ich den Plan zu Zwans Rettung. Ein Schreiben an Fedor S — k sagte in den uns wohlbekannten Zifferzeichen, welche Erwartung ich von seinem gegebenen Eidschwur hege. Ich hatte mich nicht getäuscht. Er war bereit dazu, durch seine Hilfe die Bewohner Sibiriens nicht um einen Verbannten zu vermehren.“

„Wir hatten Alles zwischen uns geordnet, und vertrauten nur dem Richter über den Sternen den weiteren Ausgang an; denn eine zu große Eile konnte bei der Wachsamkeit der russischen Agenten Alles verrathen. Zwan wurde bedeutend krank, aller möglichen Hilfe, wie sie einem Gefangenen nur

zu Theil wird, ungeachtet, machte das Fieber immer größere Fortschritte, und am achten Tage war es nur bloß eine kalte Hülle, an welcher der Zorn des Czaren seine Rache kühlen konnte; man bettete diese schnell in die kalte Gruft."

„Um Gotteswillen, so ist Iwan todt?“ rief Ludmilla bis zum Tod erschrocken, und setzte dann im tiefen Seelenschmerz hinzu: „mit diesem Tode ist jede Hoffnung zu einer Ausöhnung mit dem Vater verloren.“

„Ich glaube das nicht! vielmehr regt sich in meiner Brust der Glaube, daß der Vater seinen starren Feindesinn gegen mich beugen wird, wenn er erkennt, mit welcher Liebe und Gefahr ich Fedor Romana an der Grenze von Rußland empfing, mit Hilfe eines gewonnenen Passes durch das Gebiet von Polen begleitete, und nur dann erst frei athmete, als er die Grenzen von Preußen erreicht hatte, wo es ihm dann leichter wurde, durch die Rheinprovinzen die Marken der Schweiz zu betreten. Ein heute von ihm erhaltener Brief sagt mir, daß er dort glücklich unter dem Namen Paul Stephan angelangt ist, und die Stelle eines Hauslehrers bei einer französischen Familie im Kanton Bern angenommen hat, und ein zweiter von Fedor G—t aus Tobolsk giebt mir die Kunde, daß durch einen unvorhergesehenen Zufall entdeckt wurde, daß Iwan nicht todt, nicht Bewohner des Friedhofes von Tobolsk sei, sondern unter dem Schutze eines fremden Namens glücklich aus den Marken seines Vaterlandes geflüchtet war. Durch den Eigennutz eines feigen Verräthers hat man die Namen derer kennen gelernt, die bei dieser Flucht thätig waren; und natürliche Folge davon ist; daß diese den Platz von Iwan einnehmen sollen!“

„Du nach Sibirien?“ fragte mit ersterbendem Laut Ludmilla und schlang ihren Arm um den Geliebten, als wollte sie ihn vor dieser unfreiwilligen Reise schützen.

„Mein Herz!“ sagte beruhigend Lubzynska: „erst muß die Polizei doch in ihrem Netz mich gefangen haben, ehe ich mit ihnen die verhängnißvolle Kibitke besteige; und in Preußens Fluren kennt man den Namen dieser goldenen Freiheitswagen nicht. Längst schon im Stillen darauf vorbereitet, mein Vaterland verlassen zu wollen, der Heimath Lebewohl zu sagen, wo ein einzig offen ausgesprochenes

Wort hinlänglich ist, um ein lebendes Grab für das Individuum zu eröffnen, habe ich mein Vermögen bereits gesichert. Mein einziger Wunsch war nur, Dich die Geliebte einmal ungestört sehen, und Alles mittheilen zu können. Nachdem eine höhere Hand mir heut dies Glück gesichert, werde ich in Kurzem Kissingen verlassen und in der preussischen Monarchie mich naturalisiren. Ein Fleckchen Erde wird Preußens hochherziger König gewiß dem aus der Heimath Geflüchteten gern gewähren, wenn er die Ahnung in sich aufnehmen kann, daß kein Verbrecher um diese Gnade bittet. Und Du, mein Mädchen, theile Deinem Vater Alles mit; sage ihm, daß ein Lubzynska niemals ein Verräther seines Vaterlandes sein würde; daß ich zwar die Grenzen desselben überschreite, nie aber aufhören würde, demselben mein Blut und Leben zu weihen; und eben so wenig, den mir heiligen Ansprüchen Deiner Liebe entsagen werde; und ich die gerechteste Hoffnung hege, daß der Augenblick recht bald erscheinen werde, wo ich als Dein Gatte, die Pflichten eines liebenden Sohnes in ernster Bedeutung gegen ihn erfüllen kann. Und nun, da der ersten Gegenwart, der nächsten Zukunft genügt ist, laß die schönen Minuten, die uns noch ungestört gehören, dazu verwenden, um den Zauber dieser roßigen Secunden zu empfinden.“

Der Hofrath Keiner fand, als er mit den ihm freundlich folgenden Herren von dem Staffel zurückkehrte, daß die beiden Pärchen eingedenk: daß jede ungenossene Minute denn auch in den Strom der Zeit hinabrinnt, sie wohl genutzt hatten, denn der heitere Blick der jungen Herren, das selig strahlende Auge der Mädchen sagte ihm, daß diese verlebten Stunden keineswegs zu den verlorenen ihres Lebens gehörten. Und als von der Promenade heimgekehrt, der Doktor Elfriede und ihren Oheim bis zu ihrer Wohnung begleitete, führte er beim Scheiden die Hand des lieblich erröthenden Mädchens an seinen Mund, und während er einen heißen Kuß darauf drückte, fragte er leise: „darf ich die Hoffnung als eine Freundin von mir begrüßen?“

Elfriede schlug verwirrt die Augen nieder, doch ein schwaches Beben ihrer Hand ließ ihn ahnen, daß sie den Anker dazu ihm reiche.

5.

Wie der stille Himmel der Nacht  
seine heiße Sonne bedeckt, so ver-  
bergt sich ein flammend Herz.

Jean Paul.

Ein heftiges Gewitter hatte sich über Riffingens Fluren zusammengezogen, und majestätisch hallte der Donner in den Bergen wieder. Blitz folgte auf Blitz; es schien als wenn der Himmel sich in ein Feuermeer verwandelte, denn unaufhörlich zertheilten sich die Wolken, um den electrischen Stoffen ihre Bahn zu erleichtern. Furchtbar hauste der Sturm, und vor seiner Kraft beugten sich die hohen Wipfel der Bäume, und von ihm erfaßt, brachen sie wie schwache Stäbe; der Regen rauschte in Strömen vom Himmel hernieder, die Gewässer kamen blitzschnell von den Bergen herunter gerauscht und ergossen sich strömend in die Tale; Alles verkündete den Sturm der Natur, und zeigte dem beobachtenden Naturforscher, daß die Elemente in dem Kampfe sich ihrer Fesseln entledigt hatten.

Den schönen Kopf in die Hand gestützt, saß Valerie Lübeck am Fenster. Auf sie schien das Schauspiel der erregten Naturerscheinung keinen Einfluß auszuüben, denn mit kaltem theilnahmlosem Blick schaute sie vor sich hin. Verwundert richtete sie das Auge empor, als Lisette, ihr Mädchen, hereintrat, und in ängstlicher Scheu die Frage an sie richtete: „Liebes Fräulein, ist Ihnen bei diesem furchtbaren Gewitter allein zu sein nicht bange?“

Valerie sah umher und als sie dies wiederholende Rollen des Donners, das heftige Leuchten der Blitze wahrnahm, sagte sie sich ermannend: „Wie könnte vor einem Gewitter mir bange? doch bedaure ich nur Mutter und Tante, die auf dem heutigen Ausflug nach Brückenua solch ein Ungewitter erleben. Besorge nur ein gutes Abendbrot, damit sie sich bei ihrer Heimkehr restauriren können.“ Darauf lehnte sie sich auf den Divan zurück, zum Zeichen, daß sie allein sein wolle.

Lisette hatte sie kaum verlassen, als Valerie rasche nahende bekannte Schritte vernahm, bei deren Wahrnehmung das Blut ihr in die Wangen stieg.

Leicht wurde an die Thüre des Gemaches geklopft, kaum war das „Herein!“ über ihre Lippen, als eine hohe Gestalt in einen Mantel gehüllt in ihre Stube trat, denselben schnell auf einen Stuhl

warf, und mit den Worten: „so erblüht mir doch endlich einmal die Stunde, Sie, holdes Mädchen, ungestört in meine Arme schließen, und Ihnen sagen zu können, wie mein Herz in ungetheiltem Feuer Sie umfängt;“ ihr entgegeneilte und sie in seine Arme schloß.

„Ew. Hoheit, ich bitte! Wenn mein Mädchen kommt,“ sagte leise Valerie, während sie einen schwachen Versuch machte, sich aus den sie empfangenden Armen zu lösen.

„Erkennen Sie bloß in mir den Prinzen Adomar v. L., den Erbprinzen des Herzogthums L.?“ fragte er mit bitterer Ironie: „Ich währte die Hoffnung in mir aufnehmen zu können, daß Sie das Herz und nicht den Stand in mir erkannt hätten!“

„Ew. Hoheit, wie sollte eine Stunde kommen, wo nicht der hohe Rang des Erbprinzen v. L. mir klar und deutlich vor den Augen stehen sollte?“ antwortete in hoher Verlegenheit Valerie.

Der Erbprinz seines Vortheils über das Mädchen sich nur zu bewußt, schlang seinen Arm um dasselbe, und mit sanfter Gewalt zu dem Divan führend, hob er in gewinnendem Tone an: „Sie können in Ihrem Herzen nicht die Ahnung empfinden, daß eine Stunde kommen könnte, wo aller Rang und Stand der Hochgeborenen verschwindet, wo Wir von den Gefühlen, die in uns leben, befüllt, vergessen, ja mit Seligkeit vergessen, daß auch wir nicht auf Erden bestimmt sind, gleich den Durstigen der labenden Quelle nur lauschen zu können! Diese Stunde, die uns nur die Liebe erschließt, öffnet uns die Pforten des irdischen Himmels. Valerie! Mädchen meines Herzens! wollen Sie diese mir erschließen? wollen Sie mir die Ambrosie des Lebens reichen?“

„Ew. Hoheit wie könnte ich dies? Ich bin Braut! der hohe Stand des Durchlachtigsten Herren verbietet mir, je anders als mit den Gefühlen der reinsten Ehrfurcht zu nahen, und“ —

Der Erbprinz zog das Mädchen fest in seine Arme und fragte: „Bärtliche Valerie, haben Sie keine andere Antwort für mich? wollen Sie mich glauben lehren, daß dem Herz sich gebieten lasse? Sagen Sie mir nur, ob eine Stimme in Ihrem Herzen für mich spricht, dann gewinnt das Leben und die Zukunft eine ruhige Gestaltung für mich, und mein gehört dann die Seligkeit, für meine

himmlische Valerie zu sorgen, das Leben zu einem Eden ihr zu bereiten. „Valerie“ fragte er mit zärtlich feurigem Tone, und preßte seine Lippen auf die ihrigen: „Liebst Du mich, mein Engel?“ Der Prinz wollte nach dem heißen Kuß ihr in die schönen braunen Augen sehen, und legte sanft seine Hand unter ihr ruhiges Kinn, um es empor zu heben; aber sie verbarg schnell das erröthete Gesicht an seiner Brust, und leises Weinen sagte ihm, daß sie im Kampfe mit ihrem Herzen war. Der Erbprinz beugte sich zu ihr nieder, küßte ihre Stirn, und hob in gewinnender Weise an: „Mein theures Mädchen, Du erkennst schon jetzt mit inneren Leben, daß Du zwar über Deine Hand verfügen könntest, aber nicht über Dein Herz! Dein Herz ist erwacht, es hat Dich, meine holde Valerie, die Ueberzeugung gewinnen lassen, daß seine Stunde geschlagen hat, willst Du seine Mahnung ungehört verbannen?“

„Mein Prinz, o schonen Sie mein!“ bat mit leiser Stimme Valerie, als suche sie Schutz vor sich selbst.

„Sieh, mein Leben,“ fuhr der Prinz fort: „Du würdest das größte Unrecht an Dir, an mir begehen, wenn Du die Stimme Deiner Brust unterdrücken wolltest, und darum das Glück Deines Lebens zum Opfer bringen, weil Du bereits als Du noch nicht Dich selbst genau erkannt hattest, Deine Zukunft bestimmtest. Du hast dem Assessor Eberhard Deine Hand zugesagt, kannst Du mir auch bekennen, daß Dein Herz mit lauterem Schlägen ihm gehört; ist kein anderes Bild in dasselbe eingezogen?“ Der Erbprinz sah mit feurigem Blick ihr in die Augen.

Valerie bedeckte sich das Gesicht mit ihren Händen, und erwiderte kein Wort.

Der Erbprinz ehrte das Gefühl in ihr, und fuhr nach einer Weile fort: „Niemand, meine Valerie, wird den Wanderer verdammen, der freiwillig einen Pfad erwählt, eine Zeitlang denselben verfolgt, ihn aber dann verläßt, weil er mittlerweile erkennt, daß er ihn nicht zu dem ersehnten Ziele führe! Wäre dies nicht gewissenlos, der Mörder seines Glückes sein zu wollen? Das Leben ist kurz! Die Reue währet ewig! Darum noch einmal, Valerie, sage mir das Wort der Liebe, und Alles andere

gewinnt dann eine freundlichere Gestalt an. Sprich: „Adalbert! ich bin Dein!“

Der Erbprinz lauschte gespannt den süßen Worten entgegen, aber Valerien war es nicht möglich, nur einen Laut über ihren Mund zu bringen. Sie reichte ihm mit den Blicken der innigsten Liebe die Hand; und als der Erbprinz im Hochgefühl dieser Minute sie liebeglühend in seine Arme schloß, erwiderte sie auf seine zärtliche Bitte ihm den Kuß der Liebe.

Als die ersten Momente dieses Zaubers durchkostet waren, hob der Erbprinz liebeglühend an: „Sag, meine theure Valerie, wirst Du auch die Liebe Deines schönen Herzens mir immer weihn? die Rechte an dasselbe mir als mein Höchstes, schönstes Kleinod wahren?“

„Mein Prinz!“ flüsterte leise Valerie und hob wie versichernd den Blick zu dem Erbprinzen empor.

„Nenne mich nicht bei diesen Namen! Erwinnere mich, wenn ich vergessen will, welche Schranken eine höhere Hand mir gezogen, wenn ich der Ambrosie des Lebens entgegen, den Worten der Erwidern Deiner Liebe lauschen will, nicht mit kalten Worten an einen Standpunkt, dessen Höhe mich nicht glücklich stimmt! Laß mich in Deinen Augen, Deinen Herzen nichts als Dein Adalbert, der Freund Deines Herzens sein. Sage mir nur aufrichtig, ob ich auch derselbe bin, und mein Bild in demselben lebt.“

Valerie legte die Hand auf das klopfende Herz und sagte mit accentuierender Stimme: „Mein theurer Freund, wie könnte ich den Gefühlen Worte geben, die meine Brust bestürmen? Mit heißer inniger Gewalt ist eine Stimme in mir erwacht, die mich erkennen läßt, daß ich an dem Wege angelangt bin, dessen verworrene Pfade mein Blick nicht durchdringen kann; wohin auch mein Auge sich wendet, nirgends erblicke ich das geträumte, gehoffte Glück!“

„Und sollte es meiner innigen Liebe nicht vorbehalten sein, diese Wege erhellen zu können?“ fragte der Prinz zärtlich, und umschlang die Geliebte mit Feuer: „Sollte nicht ich Deinem Leben eine andere Richtung geben könne?“

Valerie schüttelte sanft den Kopf und sagte mit schmerzlicher Stimme: „Ihnen, mein Freund, wie dies auch Ihr Wunsch sein könne, verbietet die

hohe Stellung Ihres Lebens, mir anders als in weiter Ferne nahen zu können; wenn ich nicht mit dem Frieden meines Herzens zugleich der Achtung der Welt auch verlustig sein will."

"Und glaubst Du, mein geliebtes Mädchen, daß wir Hochgeborene berufen sind, jede Forderung unseres liebenden Herzens immer und ewig dem Wohl unserer Unterthanen zu opfern? Auf der einsamen Höhe, wo wir Fürsten unseren Wirkungskreis empfangen haben, erblaßt ohnedem die Blume der Liebe, die Kälte der Umgebung läßt sie nicht zur Blüthe kommen, ihre Keime werden von der Luft, die sie umgiebt, ertödtet. Warum sollte ich da nicht bemüht sein, mir durch die Blume der Liebe ein schönes, verborgenes Glück zu sichern?"

Mit leiser Gewalt erhob sich Valerie aus den Armen des Erbprinzen, beugte in hoher Verwirrung das erröthende Antlitz vor demselben; und sagte in kaum hörbaren Laut: „Ew. Hoheit! ich bitte unterthänigst, als den einzigen Beweis, daß Sie mich nicht in die Kategorie der gewöhnlichen Mädchen rechnen, mich zu schonen; und eine Zukunft vor meinen Augen nicht zu profaniren, die mich in das Innerste meiner Seele demüthigt.“

Der Erbprinz wollte eben ein Wort der Erwiederung dem Mädchen sagen, als die Thüre des Zimmers sich schnell öffnete, die Kommerzienrätthin Lübeck und die Landrätthin Droste herein traten.

Mit einem raschem Blick sah die Landrätthin die in hoher Verlegenheit dastehende Valerie an; und in ihrem scharfen Geist die weitere Folgerung ahnend, sagte sie in hoher Freude: „Ich fühle mich außerordentlich beglückt, Ew. Hoheit meine Hochachtung aussprechen zu können.“

„Auch mir ist es angenehm, den Damen versichern zu können, daß es mir leidgethan hat, daß durch das nun verflossene Gewitter Ihre Lustpartie nach Brückenuau gestört wurde;“ erwiderte in feiner Weise der Erbprinz.

„Ew. Hoheit wollen mir gnädigst erlauben, bemerken zu dürfen, daß nie eine Störung da eintreten kann, wenn jeder friedlichen Störung von Außen wir kühn entgegen treten; wenn wir, sind wir nur erst im Klaren, was wir eigentlich wollen und was zu dem Frieden unsers Herzens dient, bereit sind mit aller Kraft denselben zu schützen. Ich hatte“ fuhr sie mit einem eigenthümlichen Lächeln

fort, dessen Bedeutung der Erbprinz wohl erkennen konnte, „mir vorgenommen, in Brückenuau den Reminiscenzen zu leben; und kein Gewitter, keine weitere Störung hätte die Kraft gehabt, meinem erwählten Motiv mich ungetreu zu machen. Denn was der Mensch als Recht und für das Unterpand einer neuen Morgenröthe erkennt, das muß er mit aller Energie seines Geistes wahren.“

Der Erbprinz neigte sein Haupt leicht gegen die Landrätthin und sagte dann mit vollem Feuer: „Möchte es Ihnen, Frau Landrätthin, gelingen, dem Fräulein Valerie eine andere Ansicht des Lebens anschaulicher zu machen, dann würde so mancher Stachel dies schöne Herz in der Zukunft nicht berühren, in Folge dessen es sich vielleicht einst verbluten könnte. Ihnen aber mein Fräulein, kann ich nur den Wunsch aussprechen, daß Ihr Geist, die Stimme Ihres Herzens Sie den rechten Pfad erkennen ließe.“ Er verbeugte sich hierauf gegen die Damen, und verließ rasch das Zimmer.

Als er dasselbe verlassen hatte, sank Valerie wie vernichtet auf den Divan zurück und kaum waren seine Tritte auf dem Corridor verhallt, als die Kommerzienrätthin sich schnell neben die Tochter niedersetzte, und mit Hast fragte: „Valerie, was sollen diese Worte des Erbprinzen bedeuten, hat er Dir seine Liebe erklärt?“

Die Landrätthin fragte in eben dieser Weise: „Kind, Du hast wohl die Dir gewordene Avantage unfreundlich aufgenommen, und den Erbprinzen zurückgewiesen?“

„Glaube doch das nicht liebe Schwester, wie könnte das meine wohlgezogene Tochter! Aber sprich schnell, was hat der Erbprinz gesagt?“ erwiderte erregt die Kommerzienrätthin.

Valerie strich sich mit der schmalen Hand die Haare von der schönen Stirn, dann sagte sie kaum hörbar: „Die weise Ordnung der Natur verlieh der Rose als Schutz gegen eine kühn ihr Verderben bringende Hand den Dorn! In die Brust jedes Menschen legte die allmächtige Hand den Urquell unseres Lebens, die Mahnung der innern Stimme als ihren Schutzgeist; sollen wir diese überhören, wenn sie warnend ihren Ruf erhebt?“

„Ich möchte Dir, liebe Valerie, mit den Worten Schillers antworten: „Nicht jeder Stimme,

find' ich, ist zu glauben, die warnend sich im Herzen läßt vernehmen. Uns zu berücken, borgt der Lügengeist, nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit, und streut betrüglische Drakel aus;" antwortete mit leichter Ironie die Landrätthin und setzte dann mit Spott hinzu: „hat der Affessor Eberhard, wenn er Dir die idyllischen Träume seiner hoffenden, nahenden Zukunft vor die Augen führte, Deine liebende Phantasie nicht so entflammt, daß der Ruf Deines Schutzgeistes nicht zu Dir vernehmbar erklang? Sei kein Kind, Valerie;" fuhr sie in ruhiger Weise fort, indem sie das leise weinende Mädchen in ihre Arme schloß, „und sage uns aufrichtig: in wie fern hat der Erbprinz mit Dir von seiner Liebe für Dich gesprochen? denn daß diese das Motiv der zwischen euch gepflogenen Themata war, kannst und wirst Du doch nicht leugnen wollen?"

„Ja meine Tochter," fiel mit stolzem Selbstgefühl die Kommerzienrätthin ihrer Schwester in das Wort: „theile uns mit, wie derselbe seine Ansicht für dasselbe enthüllte; und führe bei den Worten des hohen Herrn Dir nur vor Deinen Geist, daß die Hochgeborenen mit leichterem Sinn über Alles das hinweggehen, was uns, die wir in engeren Fesseln erzogen sind und bewegen müssen, als eine eiserne Schranke der Moralität erscheint, was aber, wenn wir das Leben und seine Forderungen an uns, und im entgegengesetzten Falle unsre sozialen Ansprüche an dasselbe mit nüchternem Blick analysiren, für uns als keine Kette erscheint, die rosigten Tage des Lebens den strengen Formen der Moralität zum Opfer zu bringen, wenn das Herz uns durch seine mahnende Stimme dazu aufmuntert."

Valerie ließ die Hände von dem bleichen Angesicht in ihren Schoos sinken, und sagte mit weichem Tone: „Mutter höre ich recht, habe ich den Klang Deiner Stimme auch recht vernommen, daß die Aeußerungen des Erbprinzen bei Dir einen Anklang finden?"

„Warum sollten sie das nicht, meine sentimentale Tochter?" fragte pikirt die Kommerzienrätthin: „solltest Du in dieser Wahrnehmung nicht erkennen, daß bloß das innigste Gefühl der Mutterliebe darin vorherrschend ist? Glaubst Du denn," fuhr sie in zärtlicherem Tone fort: „daß es nicht die schönste Seligkeit mir gewährt, wenn ich Dich, meine liebe Valerie, die stets die einzige Freude meines Herzens

war, in meinen Träumen, den Platz einnehmen sehe, den ich nach meiner Liebe für Dich als den Dir gebührenden anerkenne?"

Ein schmerzliches Lächeln umspielte hier die Lippen Valeriens, und sie sagte mit unterdrücktem Gefühl: „da hast Du denn doch wohl in Deiner Liebe mir, liebe Mutter, einen zu hohen Werth beigelegt!" und mit bitterer Ironie fuhr sie fort: „Der Erbprinz glaubt, der Forderung seines Standes eingedenk, mich genug zu ehren, wenn ich die Blume der Liebe für ihn im Stillen pflege! Fühlst, erkennst Du diese ehrende Auszeichnung auch im hohen Grade?"

„Ei wer wird denn gleich mit dem Kopfe an die Wand rennen wollen, um den Ausgangspunkt erkennen zu können, wenn die Thüre dem besangenen Auge sich nicht zeigt!" wandte die Landrätthin beschwichtigend ein: „glaube mir nur, mein liebes Kind, bieten sich erst dem Auge eines liebenden Mannes Hindernisse, treten nicht geahnte Kämpfe um den Abgott seines Herzens ihm in den Weg, dann steigert sich das Gefühl seiner Sehnsucht, die Erfüllung seiner Liebe zu einem Höhepunkte, der ihn Alles überwinden läßt. Zeige nur dem Durchlauchtigsten Herrn, daß Du für ihn kein leichtes Ziel bestimmt, das Du mit dem Surrogat des Gewöhnlichen Dich nicht begnügst, und ich wette meinen Kopf zum Pfande, daß er Dir mit seinem Herzen auch seine Hand reicht."

In dem Antlitz Valeriens konnte ein feiner Beobachter den Eindruck wahrnehmen, den diese Folgerung in ihr hervorrief. Als die Landrätthin geendet, hob sie in jenem sarkastischen Tone an, der da nicht gleich erkennen läßt, welche Schlussfolge daraus zu entnehmen sei: „Du vergißt, liebe Tante, daß ich vor allen die verlobte Braut des Affessoren Eberhard bin."

Der Erbprinz war kaum in seinem Hotel angelangt, in seinem Zimmer eingetreten, als er mit Unmuth dem wartenden Kammerdiener seinen Ueberzieher gab, und rasch denselben fragte: „Ist der Doktor zu Hause?"

„Ja Er. Hoheit!" war die Entgegnung.

„So sagen Sie ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche."

Der Kammerdiener hatte nur das Zimmer verlassen, als der Erbprinz laut im Selbstgespräch anhub: „Klar muß ich in die Verhältnisse Valeriens blicken, ich muß erkennen, ob das Mädchen wirklich mit reinem Gefühl zu ihrem Verlobten sich zuneigt. Dazu muß mir der Doktor den Schlüssel reichen. Nicht will ich, liebe Valerie wirklich den Affessor so innig, als sie es vorzugeben scheint, derselben in den Weg treten, was freilich damit im eclatantesten Widerspruch zu sein scheint, daß sie bekennt, daß ein neues Gefühl in ihr erwacht ist. Aber!“ fuhr er nach einer Pause fort, während er sich nachlässig in das Sopha lehnte: „es kann mir doch auch Niemand verdenken, wenn ich nach Kräften mich bemühe, daß diese schöne Rose mir ihre holde Ambrosie zuwendet? Ist nicht der ein Thor, der eine Blume zu pflücken sich versagt, weil er ihr den Preis der Schönheit reichen muß? und muß nicht auch diese, wenn keine Hand nach ihrem Besitze strebt, dennoch der Zeit zum Opfer werden?“

Der Erbprinz vernahm, durch sein scharfes Gehör darauf aufmerksam gemacht, nahende Schritte; diese Wahrnehmung veranlaßte ihn, von den Divan sich zu erheben, und in dem Gemach auf- und abzugehen. Noch hatte er kaum dasselbe einigemal durchschritten, als in der geöffneten Thür der Doktor Reinhard sich ihm präsentirte.

„Gut daß Sie kommen, lieber Doktor,“ begann der Erbprinz mit einem Anflug heiteren Sinnes: „Ich will Ihnen offen bekennen, daß ich gesonnen bin, der Najade von Rissingen ein Lebewohl zuzurufen, und frage Sie, ob ich dies ohne besonderen Nachtheil für die Nachkur des Bades thun kann?“

„Ew. Hoheit erlauben mir unterthänigst bemerken zu dürfen, haben ja kaum die Hälfte der gewöhnlichen Kurzeit der hohen Gesundheit gewidmet, daß ich die Befürchtung aussprechen muß, der gnädigste Herr werden keine glücklichen Folgen als Convalescent empfinden,“ antwortete der Doktor, indem er sein Staunen über diesen unvermutheten Ausspruch des Erbprinzen in seiner Stimme nicht verbergen konnte.

„Was thut das, lieber Doktor?“ sagte der Erbprinz mit jener Festigkeit im Tone, die jeden Widerspruch im Keime erstickt: „Ich habe die Ueberzeugung in mir aufgenommen daß nur dann dem er-

mattenden Körper volle Genesung entgegenreift, wenn der Geist befähigt ist, heitere Bilder in sich aufzunehmen, wenn das Herz im vollen Einklange mit demselben ist. Mit einem Wort, ich gefalle mir in diesen Envidions nicht mehr, und ersuche Sie, sich zur Abreise bereit zu halten.“

Der Doktor machte dem Erbprinzen, als Zeichen, daß er seinem Befehl nachkommen werde, eine stumme Verbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Altarbild.

Erzählung von Georg Horn.

(Fortsetzung.)

Es war ein herrlicher Abend. Die Sonne rollte ihr ganzes leuchtendes Rad durch die grünen Nebengitter in Etsriedens Zimmer, die eben eine Zeichnung vollendet hatte. Mit Wohlgefallen betrachtete sie das niedliche Bild. Sie schloß die Zeichnung in eine Mappe ein und trat dann an das Fenster. Draußen ruhte der Abend im Sommer, wie ein sanftlächelnder schlafender Knabe in der Wiege. Die Pfarrerin war im Garten beschäftigt, ihr Gatte auf ein nahes Dorf gerufen worden, einem Sterbenden im Leben noch einmal die Pfade des Himmels vorzuzeichnen. Sonnenwald war wegen seiner nah bevorstehenden Abreise von einigen Bekannten zu einer Jagdpartie eingeladen. Was sollte sie beginnen? Sie war schnell entschlossen, da es ja zudem die Stunde ihrer Zusammenkunft mit dem Blinden war. Sie nahm Schwal, Hut und Sonnenschirm und verließ das Pfarrhaus. Sie nahm ihren Weg durch den Garten und von da durch ein Laubwäldchen, an dessen Ende sich die Rasenbank befand. Als sie am bezeichneten Orte angelangt war und das ganze Thal überblicken konnte, bemerkte sie am Ufer des Flüsschens, der in einiger Entfernung von der Stelle, wo sie war, vorüberfloß, einen Haufen Landleute, die mit Stangen und ähnlichen Werkzeugen versehen waren, welche sie abwechselnd in das Wasser tauchten und wieder in die Höhe hoben. Ein düsteres, ahnungsvolles Gefühl bemächtigte sich Etsriedens. Ohne lange zu zaudern, eilte sie dem Ufer zu. Der schreckliche Gedanke, daß diese Maß-

regeln einem untergegangenen Menschenleben gälten, erlaubte ihr gar keine Frage an die Begegnenden. Einer schrecklichen Wahrheit wagt der Mensch nie offen und unerwartet zu begegnen, sondern abgewendet wirft er einen Schleier über sie und zwar zu seinem Schaden, denn er muß sie dadurch oft fester greifen, während sie nackt vielleicht seinen Händen sogleich wieder entchlüpfen würde.

„Glaub's wohl“ hatte Elfriede schon von ferne eine Stimme entgegenschallt, „wie kann man aber auch denken, daß er immer die rechten fühlbaren Merkmale finden werde, die er sich angezeichnet hat.“

„Kann nicht anders sein,“ fiel ein Anderer ein. „Die Brücke ist schmal, und ohne alle Begleitung hinüber zu gehen für einen Blinden schwer. Nimm mich nur Wunder, daß er so lange ohne Schande davon gekommen ist.“

„Gar oft beobachtete ich ihn“ bemerkte ein Dritter, gerade als Elfriede hinzutrat, „mit welcher Vorsicht er tastend prüfte, denn seit einiger Zeit sah ich ihn von meinem Felde aus jeden Tag zu dieser Zeit über die Brücke gehen. Mit dem einen Arme, an welchem Kränze hingen, hielt er die Bioline, mit dem andern suchte er sich seinen Weg. Und wenn man fragte: „Lorenz wo gehst Du denn hin und wem gehören diese Kränze?“ so deutete er mit dem Finger auf die Rasenbank am Wäldchen und sagte gar hochbeglückt: „Meinem Fräulein.“ Heute ging er wieder über das Brücklein, und gerade ein wenig von der Arbeit ausruhend, machte ich mir so meine Gedanken, wie das Fräulein doch recht gemein und liebevoll sein müsse, daß sie sich alle Tage mit ihm abgiebt, als er mitten auf dem Brücklein stehen blieb und sich an den Geländer festhielt. Er ging weiter — der dritte Schritt war ein Fehltritt — ich sah ihn wanken — fallen. Als ich herzukam hatte das Wasser seinen Raub schon verheimlicht und floß ruhig wie immer. Ich rief sogleich die andern Nachbarn auf dem Felde, allein ich glaube nicht, daß es viel helfen wird.“

Elfriede war nach dem Anhören dieser Erzählung geistig todt. Die ungeheuere plötzliche Erschütterung, die sie in ihr hervorgebracht hatte, hatte sie das Athems beraubt. Wie Aspdrücken lag es

auf ihrer Brust; sie rang nach Luft. Der Körper zitterte vor Erschöpfung. Da sich um den Erzähler eine dichte Gruppe gebildet hatte, so hatten die Landleute ihr Nahen nicht bemerkt, wichen aber, als sie ihre Anwesenheit wahrgenommen hatten, ehrerbietig zu beiden Seiten zurück. Ihre Absicht, dieses Spalier bis zum Rande des Fließchens zu durchschneiden, wurde durch das laute Rufen der in geringer Entfernung im Wasser arbeitenden vereitelt.

„Sie haben ihn jetzt,“ riefen die sie Umstehenden einander zu. Und in demselben Augenblicke hörte man das Geräusch eines Körpers, der auf die Erde auffiel. Die Menge zertheilte sich nach der linken Seite und bereitete Elfriede einen Anblick, vor dessen Grauen ihr Herz bis in die innersten Tiefen erbebte und das Licht ihres Auges sich verdunkelte und in düstere Nacht sank. Das tiefende und in der Abendsonne glänzende Haar überdeckte das von dem Wasser aufgetriebene mit Todtenbläue überzogene Angesicht, aus dessen Munde weißer Schaum gequollen war. Die linke Hand ruhte auf der Brust und ihre krampfhaft geballte Form athmete noch von ringendem Todeskampfe. Der rechte Arm lag ausgestreckt im Grase, die triefenden Kränze umwanden ihn und die festgeschlossene Hand hielt noch die zerschellte Bioline, deren Theile die schlaffen Saiten noch zusammenhielten. In tiefen Schweigen hatte sich dieser in seinem Eindruck feierlich erschütternde Anblick den Gemüthern aller Umstehenden mitgetheilt. Mit betäubendem Schmerze hatte sich Elfriede von dieser Sonne gewandt, und ihre beiden Hände über das Antlitz ausbreitend, daß sie der Anblick des Todes in dieser schrecklichen Gestalt nicht mehr verfolge, verließ sie diesen Ort des Schauders und schritt auf dem letzten Lebenspfade, dem Saatsfelde der letzten Lebensgedanken ihres Freundes der Hütte seiner Eltern zu, die einige Hundert Schritte davon lag, und durch einen vorspringenden Felsen ihren Blicken noch entzogen war. Mit tödlichem Schmerze betrat sie die beengten Räume der Hütte. Wird sie auch den Trost mit hineinbringen können? Und durch welche Mittel kann sie bewirken, daß der plötzliche Schlag auf die von Liebe weichen Gemüther keine so erschütternde Wirkung übe?

Neben dem Gefühle des tiefsten Schmerzes um

ihren Freund bewegten derartige prüfende und er-  
wägende Gedanken ihr Herz. Je näher sie der  
Hütte kam, desto beklommener, beengter wurde es  
ihr um das Herz — ein unbestimmtes auälendes  
Gefühl — war es das der Angst beengender Furcht  
vor dem Anblicke des Jammerbildes, welches sie  
selbst aufzurollen jetzt im Begriffe stand? — Sie  
wußte sich selbst keine Rechenschaft darüber abzuge-  
ben — trieb sie gleich einem gescheuchten Rehe der  
Hütte, dem Ziele ihrer Wanderung, ihrem Schick-  
sate in drängender Eile zu. Sie hatte sie jetzt im  
Angesichte — sie trat in die Haustür ein — die  
Thüre war nur angelehnt. Sie öffnete sie und  
betrat die Stube. Gott, welch ein Anblick, welch  
ein Bild für ihr von der innigsten und reinsten  
Liebe beseeltes Herz! Jagdzeug lag umher. Son-  
nenwald selbst saß in einer Ecke, Regine, das Haupt  
an seine Brust gelehnt und die Arme auf seine  
Schultern gelegt, ihm zur Seite. —

Wie geblendet, betäubt, wich sie vor diesem  
in seiner Bedeutung unermesslichen Spielraume ihres  
Auges einen Schritt zurück. In einem tiefen und  
sich schwer der schlagenden Brust entringendem „Ach“  
seufzte das stürmische, verworrene Chaos der sich in  
diesem Augenblicke widerstreitenden Gefühle der  
Liebe und des Abscheues, des Mitleids und der  
Empörung, des Stolzes und des Erbarmens. Diese  
Situation ließ in der Seele Eufriedens Saiten er-  
klingen, deren Stimme ihr, der bisher das Leben  
in ungestörter Harmonie dahingleitete, gänzlich un-  
bekannt waren. Es waren dies die finstern Regun-  
gen des Gemüthes, die in einem unbewußten Augen-  
blicke, wie finstere Dämonen ihre Häupter empor-  
heben.

Sonnenwald und Regina waren aufgesprun-  
gen, das Bewußtsein ihrer Schuld hatte sie aufge-  
schnellt und ihnen das Merkmal derselben in lichten  
Zügen auf die Stirne geschrieben. Sie starrten  
regungslos und von Scham übergossen Eufrieden  
an, deren Kräfte vor der Wucht des Jammers ge-  
flohen waren. Sie war auf einen Stuhl hinge-  
sunken, ihr Angesicht lag auf die Platte des nahe-  
stehenden Tisches gedrückt, ihre Arme umschlangen  
das Haupt. Grausenhafte Stille herrschte. Die  
Herzen gingen zum Gerichte in die Beichte und  
nur Seufzer sprachen. Endlich erhob sich langsam  
Eufriede. Sie kreuzte die Arme über die Brust

und Blicke voll rührenden Schmerzes, voll himm-  
lischer Ergebung, voll Gebet um Kraft in diesen  
Leiden flogen zum Himmel empor. Aus diesem  
kehrten sie zu Sonnenwald zurück. Ein herzerrei-  
ßender Schmerz, durch welche eine scheidende Liebe  
Thränen der Wehmuth zum ewigen Abschiede  
weinte, entströmten den Augen. „Am Bache“  
sprach sie mit der Stimme des doppelten Schmer-  
zes; die übrigen Worte erstickten in ihrer wogenden,  
überfüllten Brust. In Reginens tiefstes Herz  
drang aus ihrem Auge noch ein Blick schonenden  
Mitleidens. Den Weg, den sie gekommen war,  
ging sie nicht wieder nach dem Pfarrhause zurück,  
sondern schlug dahin einen längern ein. Die Ge-  
danken gingen der verlorenen Liebe nach. Dieser  
Weg war für ihr Herz ein Kreuzesgang und die  
Blutstropfen des Herzens, glühende Thränen, fielen  
auf den Pfad. So lange noch das Herz im Kampfe  
mit sich und einem edeln Entschlusse ist, so lange  
ist es stumm; hat aber ein edler Entschluß gesiegt,  
so treibt er den Schmerz in Thränen ab, daß er  
in die Handlungen keine Bitterkeit mische und ganz  
edel sei.

Eufriede zog sich auf ihr Zimmer zurück und  
schrieb bis in die Nacht. Ihr Freund, der Geist-  
liche, störte sie in ihrer Beschäftigung. Ihre Wan-  
gen und Augenhöhlen brannten noch von dem Feuer  
der Thränen und an den dunkeln Wimpern hing  
eine, noch nicht vertrocknete, glänzende; allein das  
Auge blickte klar gereinigt von jedem dunkeln  
Schmerze und war sich seines Handelns bewußt.  
Mit Festigkeit und Ruhe ging sie ihrem Freunde  
entgegen. Er faßte ihre beiden Hände, sein Ge-  
sicht trauerte sanft.

„Ich weiß alles,“ lispelte er.

„Ist Erwin zurück?“ fragte Eufriede mit festem  
Tone.

„Nein — er hielt sich nicht mehr für wür-  
dig, der Schuldige mit der Reinen, an der sich  
seine Thaten und Gedanken vergangen haben, den  
Segen eines Daches zu theilen. Er hat beim  
Doctor ein Zimmer bezogen und dahin ließ er mich  
vor einer Stunde holen. Morgen will er abreisen,  
doch nicht, ohne daß Du diesen Brief gelesen und  
mich zum Träger eines tiefgewichtigen Versöhnungs-  
wortes gemacht hast. Deinem Auge will er, kann  
er nicht mehr begegnen, er lauscht nur noch eines

weichen milden Klanges deines Herzens, der Verzeihung.“ Er zog einen Brief hervor und übergab ihn Etfrieden. Zitternd nahm sie ihn entgegen.

„Lassen Sie mich einige Zeit allein,“ bat sie „so wohlthuend meinem gedrückten Herzen die Theilnahme ist und so sehr ich dieselbe zu würdigen und dafür dankbar zu sein weiß — so will ich jetzt doch mit meinem Herzen allein sein und in Ruhe die Gründe erwägen, nach denen ich ihm Rechte und sonach Verzeihung angebeihen lassen will. Und bei dieser Ueberlegung ist Ruhe um so nöthiger, je leidenschaftlicher unser Herz in solchen Augenblicken ist und je größer sein Gelüsten, die zu verdammen, welche uns Unrecht gethan haben. Nimmermehr würde ich es mir vergeben, gegen ihn sprechenden Gedanken zuviel eingeräumt zu haben. Ich will prüfen und untersuchen, in wie weit ich ihm noch eine Freundin sein darf.“

Der Geistliche ließ Etfrieden allein. Als sie sich allein sah, drückte sie den Brief mit schweren Seufzern ans Herz. Sodann entfaltete sie ihn mit den Worten: „Den Haß, den wir gegen einen Unschuldigen in unsern Herzen tragen, fällt auf uns selbst als Rache zurück; hingegen das Uebermaß der Liebe wird uns nur zu Gute gerechnet.“

„Etfriede!“ so lautete Sonnenwalds Brief. „Belastete mein Herz nicht das Bewußtsein der Schuld, und enthielten diese Worte nicht das scheue Bekenntniß derselben, so könnten sie den Schwanengesang einer geknickten und verschiedenen Liebe sein, und das Herz würde weinen und in seliger Erinnerung glücklich sein können. Denke, diese Worte seien Alles, nur keine Rechtfertigung, denn ein freies Geständniß macht dieselbe überflüssig. Nimm sie für den Abschied eines, der von dem bewegten Meere an eine gastliche Insel geworfen wurde und den freundliche Güte und Edelmuth dort empfangen, der aber an ein unstätes unruhiges Leben gewöhnt, die Menschen nicht verstand und unter diesem Himmel nicht zu leben vermochte und jenes dem glücklichen Aufenthalte vorzog, bei seinem Scheiden seinen Wohlthätern, im Gefühle seines Berehrens, mit der Bitte um Verzeihung, noch Dank sagt. —

Als in dem Lande ewiger Blüthen mein Herz das Deine fand, da war es geschwellt von den Genüssen am Busen einer üppigen glühenden Natur und der Himmel der Kunst hatte Sternenkreise um

unstre Häupter gezogen. Wir blickten uns als gleich mit gleichem Herzen und gleichem Geiste an und unsere Herzen brannten ineinander. Als Italien und die Heimath in meinem Herzen im Kampfe lagen, als Drangenwälder mich lockten und beschneite Greisenhäupter mich riefen — da verbleichte ein Stern nach dem andern und fielen in ihre Schatzkammer, deren mir nur geborgtes Eigenthum sie waren — als vollends der dunkle Vorhang der Alpen vor dem Allerheiligsten der Kunst sich zusammengezogen hatte — waren sie gänzlich verschwunden und ich war des Nordlands kühler nüchterner Sohn. Ich sah Dich in der Heimath; Itallens Sterne umleuchteten Dich noch. Sie waren ein ewiges Geschenk der Mutter an die würdige Tochter. Ich war zu dem Haufen derer herabgesunken, denen keine Persönlichkeit wahrhaft groß, sondern nur größer erscheint, Du erschienst mir größer als ich, Du warst zu groß für meine Liebe. Mit jedem Tage fühlte ich meine Unwürdigkeit, die Unmöglichkeit Dir genügen zu können, immer deutlicher. Die Thätigkeit meines Geistes bewegte sich in ewigen Zweifeln und Bangen. Sollte ich Dir den Zustand meines Herzens offenbaren, mein Versprechen Dir zurückgeben? Dagegen stritt wieder mein Herz, wenn es auch der Verstand rieth. So nach zwei widerstrebenden Richtungen hingezogen, suchte sich die verzweifelnde Seele einen Ausweg in der Leidenschaft, und je qualvoller der Zustand meines Innern war, desto gieriger das Verlangen durch einen Sinnenrausch die immer lauter fordernden Stimmen zu übertäuben. O was ich litt, Etfriede, wenn Du geahnt hättest, welche Nacht Dein sonnenklarer Blick, welche Stürme, welche tobenden Kämpfe, Deine Liebeserweisungen, Deine Liebesworte in mir hervorriefen, auf ewig würdest Du Dich aus Menschenliebe von mir gewendet haben. Dein heutiges unvorhergesehenes Erscheinen scheuchte das Gewissen aus dem Winkel, in den ich es auf kurze Zeit verbannt hatte, hervor und als wir hinaus eilten und die entseelte Leiche anstarteten, da wuchs vor der Wichtigkeit des Menschen meine Sünde riesengroß! — — — Etfriede! Zum letztenmale spricht mein Herz mit Dir und so lange Dein Herz im Urtheile schwankt, darf ich noch die Sprache der Liebe gebrauchen. Ich bin Deiner nicht mehr würdig. Ich selbst habe das

Blüthengewand von meinem Herzen abgestreift. Mein Frevel ist zwischen uns getreten mit scheidenden Armen, daß unsere Herzen nicht mehr erwar-men. Ich habe nichts mehr von Dir zu fordern. Aber darf ich Dich nicht um Erbarmen, um Verzeihung, um einen Gedanken des Mitleids anflehen? Ich gehe nicht von hinnen, Du segnest mich denn mit Deiner Verzeihung. O wenn Du Thränen für einen Verirrten hast, so weine, weine sie alle über mich; denn ich bin weit in die Irre gegangen. Lebe wohl für das Leben.

Einst Dein Erwin.

„Die Kunst ist auf den sittlichen Charakter des Weibes von ungleich höherer und nachhaltender Einwirkung, als auf den des Mannes.“

Diese Worte waren der Unterschrift nachgesetzt.

Als Elfriede mit dem Lesen des Briefes zu Ende war, verfiel sie in tiefes Nachdenken. Sie prüfte die Triebfedern der vorliegenden Thatsachen und überdachte darnach ihr Handeln. Sie trat vor die Staffelei hin, zog den Schleier, welcher das Bild bedeckte, hinweg und ihre Seele weilte lange auf den schönen Zügen, aus deren Zaubern sie eine mildernde That entnehmen wollte.

„Es sei,“ sagte sie endlich mit gen Himmel gehobenen Augen und Armen. „Ich kann nicht anders, Erwin ich vergebe Dir! Gott in Deinem Dienste fand ich meine Leiden, Dein Dienst wird mir auch den Trost dafür geben.“

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb:

„Erwin! Wenn sich zwei Herzen scheiden, so ist es ein großer Schmerz. Aber größer wird dieser Schmerz, wenn sie von einander abgewandt fliehen, denn der Gedanke an einen still verhaltenen Groll in dem andern Herzen, setzt sich in jedem fest und der zweite längere Schmerz verbittert die wenigen freudigen Stunden, die der erste übrig ließ. Sie sollen einander ihren Groll in Liebe ausgießen und dann scheiden, daß sie sich im kalten Leben nicht noch kälter begegnen, sondern mit warmen Antlitz. Und so wollen auch wir scheiden, Erwin! daß wenigstens das Andenken an unsere Liebe heiter sei und unedle Gedanken es nicht verunreinigen. Einer Verzeihung braucht es zwischen uns nicht, denn sie liegt schon in Deinem Bekenntnisse. Lange habe ich geprüft. — Auf morgen um 10 Uhr bitte ich Dich zu einer kurzen Unterredung. Beeile Deine Abreise nicht zu sehr. Wir haben uns so lange geliebt, warum sollen wir so schnell von einander gehen? Ich bitte Dich, diese Zeilen als Andenken an unsere Liebe zu bewahren, wie ich es auch mit den Deinigen thue.“

Elfriede Lichtenberg.

Sie übergab das Billet ihrem Freunde, der sich damit sogleich in Sonnenwalds Wohnung verfügte. Er kam mit der Nachricht zurück, daß dieser nach langem Zögern und Bedenken, dessen Grund das drückende Gefühl seiner Schuld gewesen sei, eingewilligt habe vor ihr zu erscheinen.

(Schluß folgt.)

### Wenn Leute Geld haben.

Posse von Weithrauch, Couplets von Dohm, Musik von Hauptner.

Drei Väter zu einem Kinde! was ist da Andres zu erwarten, als eine Wundergeburt? Ein Bühnenverständiger von Handwerk, ein Wismacher von Handwerk und ein Musiker ditto — je zu gleichen Theilen, als ob der Doktor das Recept verschrieben, nach welchem eine Posse zusammengebraut werden soll. Misceatur! Detur! Signetur! und der Trank ist fertia, an welchem die müßigen zerstreunungsbedürftigen Gaffer sich berauschen und — stärken. Es könnte in der That für ein trauriges Zeichen der Zeit angesehen werden, daß dasselbe Deutsche Publikum, in welchem die bestgemeinten

und strebungsvollsten Versuche der Dramatiker spur- und nachdrucklos verhallen, daß ein Volk, dessen erleuchteter Köpfe nach einer modernen Plastik der Kunst streben und für den Geschmack am Wahren und Schönen kämpfen, den schwachen Produkten einiger auf die Neigung zum oberflächlichen Späße spekulirender Köpfe Beifall jauchzen. In der That spricht sich hierin eine Gleichgiltigkeit gegen die wahre Kunst aus, welche den Klagen über die Versunkenheit der Bühne den Urgrund und die traurigste Berechtigung verleiht. Wer indessen bedenkt, daß die geistigsten Reformen und die schönsten Triumphe des Erhabenen niemals von den Massen sondern von den Bevorzugten durchgekämpft wurden, welche berufen sind die Massen zu führen und zu bilden; wer da erkannt hat, daß das Genie,

immer den Zugang zur Pforte des Tempels der Vollkommenheit aus eigener Kraft erreichend, stets den sicheren Zauberspruch findet, wodurch es die Vielen unwiderstehlich an sich und nach sich reißt, der wird zwar die trübselige Lage des gegenwärtigen deutschen Theaters beklagen, allein auch die Nothwendigkeit derselben begreifen. Wir zweifeln aber auch nicht, daß aus der augenblicklichen Verwirrung ästhetischer Begriffe sich das produktive Dichtertalent herausarbeiten werde, welches hoffentlich in nicht zu langer Zeit, derselben ein Ende machen, und die Verwöhnung wieder in eine gesunde Bahn zurücklenken werde. Wir zweifeln freilich auch daran nicht, daß noch so tiefsinnige, schöngedrechselte Birchpfeifereien diesen Sieg nicht werden erlangen helfen, viel weniger selbst erlangen, denn weder die Klügeleien geistreicher Verstandespoeten, noch die Rührwerke sentimentaler Schmerzensfänger vermögen die bei uns heimischgewordene moralische Schlaffheit und die bigotte Feigheit des verbildeten Geschmacks unserer Tage aus ihren Fugen zu reißen. Nur der Gewaltige, welche Herz und Verstand des Publikums zu packen und durch diese dessen Vernunft aufzurütteln weiß, der Starke, welcher Muth und Weisheit besitzt, um jener Entnervung die Larve abzureißen und sie durch ihren eignen Anblick aufzuschrecken, vermag das Wunder zu thun. Mit dem kleinlichen Dilettantenthum der formalen Vollendung, welches nach dem Inhalt dieser Form wenig fragt, mit der eingerissnen Genre-malerei wird das freilich nicht geschehen. Aus Modebestrebungen werden niemals historische Thaten, und so lange die Kunstkritik ihre Unterscheidungsgrundsätze der Kunstgattungen in Namen wie „Volksdrama, psychologisches Drama, Salonstück“ u. s. w. ausprägt, so lange liegt uns freilich das sichere Zeichen vor Augen, daß wir nur erst in dem Stadium knabenhafter Versuche stehen.

Erwarten wir also, wie die Mystiker und Juden ihren Messias, in demüthiger Geduld den dramatischen Heiland der Zukunft und erfreuen uns bescheidenlich dessen, was Erfreuliches und Unerfreuliches sich uns darbietet! Und so kehren wir zur Wehrauchschens Posse zurück. Der namenlose Jubel, welchen dieses Werk allerwärts hervorgerufen hat, warum sollte er im 19. Jahrhundert nicht möglich sein? Hat doch das 18. sich noch am Hanswurst ergötzt, und den Grimassen des Possenreißers zugejauchzt, und um wie viel sind wir denn vor unseren Urgroßvätern voraus? Wenn sie über Grobheiten lachten, die sie nicht betrafen, so schlugen sie bei Grobheiten, von denen sie verletzt wurden, kräftigst darein. Und wir? Die Grobheit der besprochenen Posse aber besteht nur in derber Haltung des Humors, welche das Groteske der Karrikatur nicht verschmährt, um denselben auf die Spitze zu stellen,

und das ist das mindest Tadelnswerthe daran, wie wir denn überhaupt weniger dem Werke, als der Kunstgattung entgegen treten wollten. Die Handlung desselben ist freilich einfach, abgebraucht und ohne alle Bedeutung, mit Ausnahme des dritten Aktes ohne Spannung der Situation, und die in derselben ausgeprochene Idee keine andre, als im trivialsten und allereigentlichsten Sinn zu fassende: Schuster bleib bei deinem Leisten! nebst der andern: Wenn du eine reiche Erbschaft zu machen das Glück hast, so lerne mit deinem Gelde gut haushalten! und das besagt ungefähr so viel, als der Inhalt eines unbeschriebenen Blattes buntes Papier. Dem bunten Papier dagegen sind eine Unsumme scheckiger, grellfarbiger Schnitzeln aufgeklebt, woraus eine Art Bild entsteht, das den harmlosen Sinn eines unbefangenen Kindes wohl zu entzücken geeignet ist. Neben einer Unmasse Bonmots, welche unter der Bezeichnung „Berliner Witz“ zu rubriciren sind, und worin sogar der unvermeidliche „Schulze“ nicht gespart ist, Couplets von politischem Inhalt, welche um so geeigneter sind, zum Lachen zu reizen, als wir Deutsche nicht Ursache haben, auf unsere politische Carrière stolz zu sein, und auch uns derselben zu schämen weder Lust noch Muth haben. Wenn wir also hier lachen, um nicht uns abmerken zu lassen, daß wir eigentlich Verlegenheit empfinden, so thun wir ganz klug daran, und auf diese Klugheit haben die drei Väter gerechnet. Außerdem noch ganz Ungewöhnliches! Der Maler Scholz hat Tableaus entworfen, welche in den zweiten Akt eingefügt sind, lebende Bilder nach Gebrauch und Mode ästhetischer Zirkel, nur daß sie nicht aus der nackten Antike, sondern wieder aus den Erlebnissen der neuesten Zeit entlehnt sind. Der Gedanke ist originell, und verfehlt ebenfalls seine Wirkung nicht. Eine besondre Würze geht für uns Andre, die wir mit den Berliner Specialverhältnissen weniger vertraut sind, verloren. Dieß sind die Beziehungen, welche, um den Ausdruck des geistreichen Europakritikers zu gebrauchen, an bekannte Berliner „Figuren“ geknüpft werden.

Die Form der Darstellung, in welcher uns „Wenn Leute Geld haben,“ vorgeführt wurde, war eine sehr gelungene, geeignet dem Werke alle Herzen zu erobern. Die Rolle des erst reichen, dann wieder armen Schusters sahen wir erst von Herrn Wallner, dann von Herrn Ballmann gespielt, und freuen uns, sagen zu können, daß der zweite in seiner Weise eine ebenso tüchtige Gestalt zeichnete als der erste. Herr W., besonders durch seine gemüthliche Auffassung und durch sein Talent für Couplets ausgezeichnet, hatte die Posse uns eigentlich zugeführt, die dramatische Ueberarbeitung verdanken wir ihm. Herr B. gab den Pluster, mehr charakterisirend, in gutmüthiger Bornirtheit und

Weltkenntniß, und hatte mit Recht das Publikum rasch für sich gewonnen. Herr Menzel, welchen wir diesmal (als August, Schusterjungen) in ganz ungewöhnlicher Behändigkeit und wahrhaft originaler Frische erblickten, hat durch diese Leistung ungemeinen Beifall und die schon vorlängst verdiente Gunst des Publikums, welches durch stark konzentrierte Wirkungen will gewonnen sein, mit einem Male errungen. Frau Günther-Bachmann (Lotte, Dienstmädchen, ein treffliches Genrebild) zeigte sich ebenfalls in einer neuen glänzenden Seite, zu deren Entfaltung sie bisher keine Gelegenheit gehabt hatte, durch ihr Talent im Vortrage der komischen Couplets, die sie selbst da zu halten wußte, wo dieselben abgeschmackt erscheinen müssen, indem sie dem fleißigen Küchenmädchen, dessen Kopf und Herz zwischen der Küche und ihrem Kanonier getheilt sind, politische Witz in den Mund legen. Schließlich haben wir noch einer Unschicklichkeit zu erwähnen, welche wir um so weniger vorbeigehen lassen können, als die Herren von der kritischen Feder zu

bescheiden gewesen sind, dieselbe zu rügen. Herr von Dthegraven fand sich, wie ein literarischer Gentleman sagt, bewogen, „den Berliner Figuren eine Leipziger Figur“ kopirend und verhöhrend beizufügen. Daß er fehlgegriffen hatte, konnte ihm freilich schon die kalte Aufnahme beweisen, mit der das Publikum seinen „Witz“ empfing. In diesem Fehlschießen liegt aber zugleich der Vorwurf für ihn, eine Persönlichkeit ins Lächerliche gezogen zu haben, an der die öffentliche Stimme nichts Lächerliches findet. Trogte er darauf, daß ein ihm befreundeter, charakterloser Mensch, der zu den kritischen Größen gehört, an diesen „Witz“ zu appelliren, ihn also gleichzeitig gut zu heißen sich nicht schämte, so zeigt das nur doppelt für ein gänzlich verdorbenes Gefühl. Was aber sagen zu solchem Spiele Direktion und Regie? Und hätten sich die besseren Kritiker zu schämen, wenn sie solche Unschicklichkeiten rügen wollten?

H. A. Werner.

## Der Welt-Roman von 1848 und seine poetischen Nachbildungen.

### II.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

Recht fühlbar wird dieser letzte Uebelstand in Widmanns Tannhäuser.\*) Je bedeutender der Anlauf ist, welchen dieses Buch nimmt, indem es die Revolution der Gegenwart aus der Welt der materiellen Erscheinung herauszureißen und das Zufällige der unserer eigenen Erfahrung und Anschauung vorgelegenen Ereignisse abzustreifen versucht, während er dieselbe auf ihre geistigen Elemente, auf die rein psychologische Thätigkeit zurückführen will, desto peinlicher ist der Eindruck, welchen das Mißlingen dieser hochstrebenden Absicht hervorruft. Wir sehen, daß der Verfasser sich das Problem gestellt hat, zu zeigen, wie es nothwendig geschehen muß, daß die großartigsten Versuche einer neuen Weltgestaltung und Weltbildung nicht nur Hemmnissen des Bestehenden, dessen Macht in der That nur in der verzweifeltsten Zähigkeit der Unmacht besteht, sondern auch in der Impotenz der reformirenden Geister zu Grunde gehen muß, welche nur wollen, nicht aber zum Aufschwung der entscheidenden That gelangen können. Aber seinem springenden, noch gänzlich ungerügten Talent, welches sich in

der ganzen rhapsodischen Haltung des Werkes ausspricht, hat die ruhige Kraft gefehlt, welche dazu gehört, einen einmal gefaßten Gedanken schöpferisch auszubilden. Es mangelt dem Buche deshalb an ordentlichem Inhalte, an dichterischer Gestaltung, und so bedeutende Ideen, so pikant und scharf hingezzeichnete Züge aus demselben sich dem Leser aufdrängen, so klar wird es ihm, daß der Autor der strogenden Fülle der Gedanken, daß der Philosoph in ihm unterlegen ist, daß er seine Ideenwelt nicht künstlerisch, d. h. ordnend und klärend beherrscht. So kommt es, daß der Tannhäuser zwei, oder was eben soviel sagt, keinen Helden hat. Marcell tritt bis nach dem Ende zu gegen Fritz in den Hintergrund, und ist zum Ueberfluß so beherrscht, daß er zu gar keiner wahrhaft psychologischen Entwicklung kommt, und seine Katastrophe hat mit der Absicht des Romanes gar keinen Zusammenhang, es sei denn, daß wir auch hier den Sprung des Dichters aus der Seelenschilderung in die rein äußerliche Allegorie herauslesen sollen, welche, da jene eine konkrete Darstellung oder Symbolisirung des innern Lebens, diese eine Symbolisirung äußerer Ereignisse geben würde, gar nichts mit einander gemein haben, und wirklich eine Vermählung zweier ganz entgegengesetzter Momente bilden würden. Fritz dagegen verschwindet aus unfrem Blick ohne irgend einen nur einigermaßen genügenden Abschluß, nachdem er vorzugsweise lange und stark unsere Aufmerksamkeit in An-

\*) Der Tannhäuser. Ein Roman von A. Widmann. Berlin, Franz Duncker (W. Besser's Verlagschandlg.) 185

spruch genommen hat. Wie dem nach der Fabel der Mittel- und Schwerpunkt fehlt, so der geistigen Auffassung der Revolution. Frits, der von einem Freundeskreis Vergöttert, das Weltgenie, welches die Zukunft begründen will, hat ein System der Psychologie erfunden, darauf er die neue Weltordnung zu gründen denkt. Er will dasselbe in ein Buch bringen, das die Revolution aus der Sphäre des negativen Kampfes gegen das Bestehende in die des positiven Neugestaltens überlenken, und sie somit vollenden soll. Dadurch wird er sich als Messias ankündigen, um, so zur Geltung gekommen, das Schwert des Welteroberers zu ergreifen. In einer bösen Laune aber vernichtet er das Manuscript, welches seine kolossalen, von allen angestaunten „Findungen“ enthält, und scheidet schließlich an einem gegen ihn als einen Abenteuerer losgelassenen Journalartikel. In diesem armseligen Ende eines gewaltigen Anfangs ist leider die getreue Charakteristik des Romanes selbst enthalten, dessen Unglück darin besteht, daß der Autor in der Auffassung seiner Revolutionsmänner unklar und einseitig verfahren ist. Was will denn der Messias der neuen Civilisationstheorie, dieses modern-politische Gegenbild zum mittelalterlich-religiösen Tannhäuser? In der That nichts, als dem unbestimmten Drange seines Strebens nach dem Unendlichen, der reinen Wahrheit folgend, alles Hergebrachte, und durch Gebrauch und Nothhilfe Aufgeschraubte, abstreifen, und das ewige Gesetz der Natur zu dem der menschlichen Ordnungen zu erheben, eindringen in die tiefsten Bedürfnisse der Seele, und nach ihnen den Staat konstruiren; mit andern Worten, den Naturstaat neu begründen, alles Bewegende, künstlich Geordnete niederreißen, und dem freien Bedürfnis freie Befriedigung gewähren. Während es ihn also wenig bekümmert, ob ein neuer Absolutismus des Genies (monarchischer) oder persönlichen Begehrens (socialistischer) daraus entspringt, verfährt er aber doch nur negirend. Aber noch hat er das Alte gar nicht überwunden, da er daraus Zweifel an seiner eignen Sache ableiten kann, und indem der Verfasser ahnen läßt, daß daraus Frits' vernichtende That der Verzweiflung hervorgeht, hat er, so scheint es, die Schwäche desselben geahnt. Der Schöpfungslustige ist kein ganzer, in eherner Kraft auf sich selbst ruhender Mann, kein Schöpfungskraftiger. In dieser Seite seines Wesens liegt die Berechtigung eines tragischen Schlusses, und zugleich der wahre Schlüssel desselben. Daß wir diesen aber durch eigene Combination nachersinden und den Dichter ergänzen müssen, zeigt von einer Unganzheit, welche dem Kunstwerke nicht verziehen werden kann. Und daher schreibt sich auch das peinliche Gefühl, das uns bei der Lektüre dieses Romanes beschleicht, denn seine Figuren entbehren gewissermaßen des Bodens unter

ihren Füßen und schweben gleich Traumgestalten in der Luft. Es ist das qualende Gefühl von der Unsicherheit der Personen, mit denen wir lesend eine Zeit lang denken und leben und in Sympathien treten sollen. Dieser Frits ist ein Genie, sagen wir uns dabei mehr als ein Mal — denn auch in der Konzeption dieser Gestalt verräth sich Bedeutendes und sogar Genialität — aber er ist ein verrücktes. In der Einseitigkeit seiner Darstellung gleicht er dem Bewohner einer Irrenhausanstalt.

Wenn das Phantastisch-Unbestimmte und trotz aller Seelenmalerei der Mangel psychologischer Motivierung der vorigen Arbeit ungemeinen Eintrag thut, ja sie fast ungenießbar versalzt — (übersalzt) — so fühlen wir uns desto mehr erquickt von den Spuren gesunder Frische und Gedankenklarheit in den Romanen [Gisecke's]: *Moderne Titanen*\*) So groß auch die künstlerischen Mängel dieses Buches in Ansehung der Anlage und Ausführung sein mögen, so bleibt es dennoch eine der erfreulichsten literarischen Erscheinungen, welche aus der Feder Eines aus der jüngsten Schriftstellergeneration gekommen sind. Unsere Rhadamanthen haben sich über das in der Technik und namentlich in der Schilderung des weiblichen Hauptcharakters (Desphine) Verfehlt schon ausgesprochen; darum können wir diesen Punkt um so mehr übergehen, als derselbe aus dem Bereich dieser Besprechung schon von vorne herein ausgeschlossen war. Hier haben wir es nur mit den Beziehungen zu thun, in denen die Intention dieses Romanes zur Revolutionsentwicklung steht. — Schon insicirt von den Gährungsstoffen der Gegenwart erscheint der Hald desselben vor unstem Auge. Es ist ein Mann von tüchtigen Anlagen und gutem Willen. Aber seine Willenskraft ist schon gebrochen und unfähig geworden, jene Anlagen auszubeuten. Es ist die Korruption der Wissenschaft, mit der er sich vertraut gemacht hat, die Korruption der bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse, der ganze Jammer des öffentlichen und intelligenten Lebens, in welche dieses gutwollend schwärmerische Gemüth hineingeschaut hat, und von dem Schreckbild all dieser Kläglichkeit sind die besten Blüthen seines Jugendmuthes geknickt. Matthe Wehmuth ist über ihn hereingebrochen, eine tief eingewurzelte psychische Erschlaffung, die sich so gewaltig seines ganzen Wesens bemeistert hat, daß selbst seinen Leidenschaften die Kraft gebrochen ist, und selbst die Energie sinnlicher Begehrung nur im krankhaften Zustande des Rausches bei ihm freien Lauf gewinnt. Ein entnervtes Bild des Jammers! werden unstre Leser sagen, und es bleibt uns nichts übrig, als darauf hinzuweisen, daß, wenn wir ein so dürres

\*) Brockhaus 1850. 3 Bände.

Skelett dieses Charakters zu enthüllen Anlaß nehmen müssen, der Dichter dagegen die Gestalt Ernsts mit Fleisch und Blut ausgestattet und mit dem Zauber einer schmerzlichen Ironie zu übergießen gewußt hat, welche beweist, daß er mit voller Kraft des gestaltenden Bewußtseins auch das Absterbende mit der Fülle des Lebens zu umkleiden versteht. Wie es denn überhaupt in der Poesie kaum so sehr auf das Was, auf das Sujet, auf das Wie der Behandlung ankommt. — Daß nun ein solcher Held, nachdem er mit der Welt sowohl, als mit seinen innerlichsten Wesen zerfallen ist, weil ihm die Energie fehlt, den bestehenden Dingen gegenüber sich eine eigene Welt der That zu gründen, oder die Bahn des Stoikers zu betreten, auch die Energie nicht besitzt, welche nothwendig ist, um die Konsequenz der eigenen Ueberzeugungen zu wahren, ist natürlich. Mit dem Schritt aber, welchen er aus nachgiebiger Schwäche gegen das Andringen des Verwandten thut, den Pfad eines Predigers des geschnittenen Wortes Gottes einzuschlagen, er der mit allem Glauben, mit aller Offenbarung des Ueberfinnlichen gebrochen hat, und nur noch an den dünnen Brosamen des Verstandes seine schwache Lebenskraft unterhält, ist ihm auch die letzte Einheit verloren gegangen. Der vorher an aller Säkung, allem Wissen gezweifelt, muß nun zweifeln an sich selbst. In diesem schwersten Konflikt bleibt ihm nichts übrig als die verzweifelte Ausflucht, Alles, Alles zu verneinen. Lehrer des Christenthums, als solcher Stütze der bestehenden Staatsordnung, arbeitet er nun gleichzeitig literarisch, und greift in galledurchtränkten Aufsätzen die Grundpfeiler der letzteren an. So im Zwiespalt mit sich selber von einem Extrem des Geistigen zum anderen gehend, in zwei Wirklichkeiten begriffen, welche die schroffsten Gegensätze zu einander bilden, da sie sich geradezu aufheben, trägt Ernst den Keim des Todes in sich, und ist das traurige aber doch täuschendst getroffene Bild lebender Erscheinungen, denn wir alle haben wohl schon Gestalten angetroffen, an denen Zerrissenheit und Welt-schmerz ausgeprägt waren, wie sie an ihm sich darstellen. Daß ein solcher Unglückliche auf seiner Lebensbahn nirgends Befriedigung findet, das liegt in der ganzen Anlage seines zerrütteten Wesens begründet, denn er hat den Halt verloren, in dem allein die menschliche Existenz feststeht, das Bewußtsein edler Selbstachtung. Mag er nun ins Leben hinausstürzen und den Trost suchen, der nur im tiefsten Innern unserer Brust zu finden ist! Dem taumelnden Trinker gleich, wird er die Quelle nüchterner Sicherheit niemals finden, wenn er sich selbst nicht mehr zu finden weiß. Vergebens klammert er sich an das Weibliche! Die strahlende Größe wird ihn bezaubern und entzücken, während die wahre Größe, die stille Macht heimlich waltender

Reinheit ihn höchstens locken und pikant anziehen, aber, weil sie ihm umfaßbar bleibt, nie durch ihren Frieden ihm selber Frieden und Vertrauen bringen kann. Vergeblich stürmt er in das Physische hinaus. Der Taumel, der hier momentan aufstachelt, schlägt in schalen Ekel desto entschiedener um, je besser die Grundelemente eines solchen zerrütteten Wahnes sind. Vergeblich in die Anregungen des Geistigen! Er vermag ihrer nicht mächtig zu werden, sie bleiben ihm ein Chaos, das die eigne Verwirrung steigert. So bleibt ihm nichts mehr, als die That der Verzweiflung. Selbst in anarchischer Auflösung seines Inneren begriffen, muß er zu der äußern Anarchie seine Zuflucht nehmen. Todmuthige Verweigerung reißt ihn in die letzten Extreme des geistigen und bürgerlichen Kampfes, und weil er auch hier nur anarchisch wirken kann, muß er zu Grunde gehen.

Das sind die Grundzüge des Gemäldes, welche in dem Romane „Moderne Titanen“ so genial hingeworfen sind, wenn auch durch den Mangel einer ästhetischen Gestaltung des Stoffes und ebenmäßiger Gliederung der einzelnen Parthien dieselben hauptsächlich in den mittleren zurückgedrängt stehen, und in dem Gedanken, daß kleine Geister an großen Ideen sich zu Tode arbeiten müssen, zeigt sich eine tiefe Tragik weltgeschichtlicher Wahrheit. Daß Gisecke (?) in seinem Romane einen Typus unserer Zeiterlebnisse geben wollte, springt aus dem Titel (kleine Leute in großer Zeit) und dieser Auseinandersetzung klar genug heraus. Und er hat damit am Ganzen ein ächtes Gemälde voll Genialität und Treue hingestellt, gegen dessen hingeworfene Grundzüge fast nichts einzuwenden ist. Nur zwei Punkte sind es, welche wir beklagen, weil sie uns der Ideenvollendung und dem künstlerisch wohlthuenden Abschluß Eintrag zu thun scheinen. Dieß ist erstens der Umstand, daß wir den verführenden Gegensatz gegen den zersetzten Helden nirgends objektiv verkörpert als eine die Wage haltende Gestalt, und nur durch die ironische Accentuirung des Dichters hingestellt finden, welches letztere freilich mit anerkanntem Geschick ausgeführt worden ist. Die Gefahr, welche er dabei lief, springt uns freilich in die Augen. Fast nothwendig hätte sich das Interesse des Lesers von der vorkommenden Gestalt Ernsts ab- und einer frisch- und kräftig strebenden Männlichkeit zuwenden müssen. Allein dem Talente wäre wohl die Kraft nicht versagt, auch diese Klippe zu umschiffen, und den tragischen Helden auf der Höhe der Theilnahme zu erhalten. Vielleicht wäre solch eine Vermittlung, wie wir sie vorschlugen, auch darum von Bedeutung gewesen, weil sie Gelegenheit gegeben hätte, zu zeigen, wie sich der Bekannte, Fieberkranke gegen das Gesunde und Lebenskräftige verhielt. Vielleicht hätte in das Letztere Anziehungskraft genug gesetzt wer-

den können, um den Kranken zur Heilung zu bringen und dem Leben wieder zu gewinnen. Jedenfalls aber entsprang dann dem Abschluß des Romanes der Gewinn, mitten im äußern Ruin der Revolution, in deren Abgründe Ernst hinabstürzt und seinen Untergang darin findet, den Hort echter Seelengröße zu wahren und auf umnachteter Höhe fest und stark, ein Siegespanner für die Zukunft, hinzustellen, und dann wäre auch der ästhetische Zweck der Dichtung ganz erfüllt worden, welcher nicht bloß darin besteht, zu warnen, zu lehren und zur Buße zu mahnen, sondern auch Vertrauen in die Erkenntniß und Macht des guten Principes zu erwecken. Das Ende Ernsts dagegen wirkt so deprimirend, als der Ausgang der Revolution auf alle denkenden und redlich Empfindenden wirken mußte, und

um so deprimirender, als durch die ganze Länge der fünften Abtheilung hindurch, dieser Ausgang sichtlich herbeigeführt wird, wie es denn thatsächlich auch ein nothwendiger ist, wofern es dem Helden des Romanes nicht gelingt, die innere Einheit und mit ihr Klarheit und Mäßigung der Ueberzeugungen zu erkämpfen. Oder hat der Dichter in diesem Ausgang nur allegorisch die Ueberzeugung aussprechen wollen, daß für die Krankheit, als deren Symptom er die Kämpfe von 48 und 49 ansehe, nur tödtlich enden könne? Wir glauben es nicht, denn das Element der Poesie ist Hoffnung und Vertrauen, und der Verfasser der modernen Titanen hat sich in diesem Erstlingswerke das schönste Zeugniß ausgestellt, daß er ein wahrer Dichter sei.

H. A. Werner.

## F e u i l l e t o n .

**Gaunerstreiche.** In einer großen Stadt ging ein junger Mann gegen Abend hinter einer jungen, schönen und eleganten Dame her, und sah daß dieselbe ein Portefeuille verlor. Er hob es auf, konnte es aber der Dame nicht zurückgeben, da dieselbe verschwunden war. Um einigen Nachweis zu haben, öffnete er es und fand mehrere Briefe mit dem Poststempel von A. . . ., aus denen hervorging, Louise D. sei ein Mädchen aus sehr achtungswerther Familie, halte sich nur einige Tage in der Stadt auf, und ihre Mutter, die bejahrt und ziemlich reich zu sein schien, fordere sie auf, bald nach Hause zu kommen. Der glückliche Finder baute sofort Luftschlösser und entschloß sich, die Briefftasche der Eigenthümerin selbst zu überbringen. Sie wohnte bei einer Tante; er wurde von beiden sehr freundlich aufgenommen, schien zu gefallen und erhielt die Erlaubniß wieder zu kommen. Nach vierzehn Tagen waren die jungen Leute verlobt. Der glückliche Bräutigam verkaufte zwei Aktien, die er als ganzes Erbe besaß, borgte dazu von seinen Freunden, und kaufte für die Braut einen prächtigen Shawl, Schmucksachen u. c., wie auch für die Tante einen kostbaren Muff. Leider hörte er am Tage darauf, als er wieder kam, daß beide verschwunden seien und obgleich er lange nicht daran glauben wollte, mußte er sich doch nach dem, was er allmählig erfuhr, überzeugen, daß er von einer geschickten Gaunerin, die das Stück schon mehrmals ähnlich gespielt hatte, betrogen worden sei, und so machte er bei der Polizei Anzeige, die endlich auch die Schuldigen ermittelte.

**Madame Lafarge,** welche vor einigen Jahren wegen Vergiftung ihres Gatten zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt worden war, macht neuerdings wieder von sich reden. Sie soll an der Lungenschwindsucht leiden und moralisch dergestalt sich aufgeben, daß auf ärztliches Gutachten der Antrag an das Ministerium gestellt worden ist, sie aus dem Strafgefängniß in ein sogenanntes Gesundheitshaus zu bringen. Ja es soll sogar darauf angetragen sein, ihr gänzlich die Freiheit zu schenken, und man möchte deshalb fast glauben, daß das Ganze nur eine Comödie ist.

**Nutzen der Telegraphen.** Eine hohe Person in Berlin gab kürzlich den Wunsch zu erkennen, während der Anwesenheit eines erlauchten Gastes in Berlin den „Propheten“ zur Aufführung gebracht zu sehen. Der Generalintendant erscheint in der Loge der königl. Oper, um diesen Wunsch zu vernehmen. Er bedauert dem hohen Wunsche nicht entsprechen zu können, da die Person fehle, welche die „Fides“ zu singen habe; es sei auch nicht möglich, in kurzer Frist diese Rolle zu besetzen. Der Generalintendant wird mit dem Bemerkten verabschiedet: das Unmögliche werde möglich zu machen sein. Die Oper war noch nicht beendet, als der Generalintendant abermals in die Loge beschieden wird. Er empfängt überrascht die Mittheilung, Frl. Wagner aus Hamburg habe, telegraphisch gefragt, auf diesem Wege geantwortet: Sie sei bereit, die „Fides“ zu singen.

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.